

«Ich musste erkennen, dass Weite auch eng sein kann»

In ihrem 160 Seiten starken Buch «Muttersuchen» begleitet die Tübinger Autorin Eva Christina Zeller drei Generationen über Kontinente hinweg. Sie verbindet geschickt Tagebuchberichte des Grossvaters, einen Reisebericht der Mutter und eigene Auslandserfahrungen.

Edith Fritschi

«Muttersuchen» heisst Ihr neues Buch, Frau Zeller. Es führt nach Osten und nach Westen, spielt in der Vergangenheit und in der Gegenwart und lässt drei Stimmen zu Wort kommen. Die des Grossvaters, der Mutter und ihre eigene. Kein klassischer Roman, sondern ein Geflecht aus Familien, Reise- und Erinnerungsgeschichte, das Sie selbst als «Zopf» bezeichnen. Wie kam es dazu?

Eva Christina Zeller: In meinem ersten autofiktionalen Roman «Unterm Teppich», der nur zwei Jahre vor «Muttersuchen» herauskam, ging es vor allem um Männer. Er ist auch ein ungewöhnlicher Coming-of-Age-Roman, der in Form von 61 Schamgeschichten erzählt wird. Mir fiel später auf, dass meine Mutter nur in zwei Geschichten vorkam. Sie war fast eine Leerstelle. Das bedrückte mich, und so zog «Unterm Teppich» quasi organisch «Muttersuchen» nach sich.

Sie versuchen, die Mutter mithilfe ihres Textes besser zu verstehen. Und thematisieren die gegenseitige Verständnislosigkeit und das Schweigen der Generationen. Beim Lesen merkt man, wie das Verständnis wächst. Was hat Sie gestört oder eingeengt?

Meine Mutter ist 1919 geboren, konnte wegen des Zweiten Weltkriegs nicht studieren, hat früh geheiratet und ist ganz in ihrer Rolle als dienende und unermüdlich für Gotteslohn tätige Pfarrfrau aufgegangen. Pflicht war ganz wichtig. Die Gemeinde war wichtig. Soziales Verhalten war grossgeschrieben. Ich bin das Nachzüglerkind und zu einem Zeitpunkt geboren, als meine drei Brüder schon fast aus dem Haus waren. Sie sagte mir, dass sie gerne einen Führerschein gemacht hätte, aber dann kam ich und sie hat ihn nie gemacht.

Der Text ist also auch eine Art Versöhnung mit der Mutter?

Wir waren eine andere Generation, uns hat mehr getrennt als eine Generation, da lag der Zweite Weltkrieg zwischen uns. Das Frauenbild und die Möglichkeiten, als Frau zu leben und sich zu entfalten, veränderten sich sehr stark in diesen Jahrzehnten. Sie hat zum Beispiel zwei ihrer Söhne während der Kriegsjahre geboren und ist nach der Geburt ihres zweiten Kindes 1944 lange schwer krank gewesen. Dieser zeitliche Abstand, diese Abgründe waren nicht so leicht überbrückbar. Sie engte meinen Freiheitsdrang nicht ein, aber er führte dazu, dass wir uns etwas fremd blieben, so leid mir das heute tut. Ich habe mich an den Männern und ihren Möglichkeiten, was etwa Bildung, Mut und Reisen betrifft, orientiert und sie in ihrer weiblichen Rolle damals nicht richtig ernst genommen. Während ich ihren Reisebericht las, später in Bosnien recherchierte und das Buch schrieb, habe ich meine Arroganz ihr gegenüber abgelegt, im und durch das Schreiben Abbitte geleistet.

Ihre Mutter ist als 16-Jährige vor dem Zweiten Weltkrieg nach Bosnien zu den «Kolonisten» gereist,



Für die Tübinger Autorin Eva Christina Zeller ist ihr neuer Roman eine Suchbewegung in Richtung ihrer eigenen Mutter. Bild: zVg/Eva Bozenhardt

«ins Land meiner jahrelangen Sehnsucht», wie sie in einem tagebuchähnlichen Büchlein schreibt, aus dem Sie zitieren. Dort wollten sie in einem kirchlichen Umfeld Menschen helfen. Verstehen Sie, warum?

Ja, es war für mich eine Entdeckung, dass meine Mutter in jungen Jahren so neugierig und lebenslustig war – und auch eine Nestflüchterin wie ich. Mein Grossvater war vor dem Ersten Weltkrieg Vikar in Jugoslawien und hat dort meine Grossmutter kennengelernt. Ihre Eltern haben ihr wahrscheinlich von diesen unbeschwerten Aufbruchsjahren vor dem Krieg erzählt und so ihre Neugierde geweckt.

Wie Ihre Mutter sind auch Sie als 16-Jährige «ausgebrochen», haben sich für einen Stipendien-Aufenthalt in den USA beworben, um der Enge Ihrer Herkunft aus einem schwäbischen Pfarrhaus zu entfliehen. Und kamen vom Regen in die Traufe.

Das war eine wichtige Erfahrung. Ich landete im «Bible-Belt» im mittleren Westen der USA und musste erkennen, dass Weite auch eng sein kann und «Freedom» nicht unbedingt Freiheit bedeutet. Dass es Engstirnigkeit oder Provinzialität überall geben kann, ebenso wie es überall Menschen gibt, die eine grosse Herzensbildung haben.

Autofiktionales Schreiben ist momentan angesagt – spätestens seit Annie Ernaux den Nobelpreis erhalten hat. Haben Sie sich daran orientiert?

Ich habe schon seit Langem autofiktionale Geschichten geschrieben. Meinen ersten Prosatext «Plättchenhüpfen im Pfarrhaus» habe ich im Alter von 23 Jahren im Suhrkamp Verlag in der feministischen Anthologie «Ansprüche

– Verständigungstexte von Frauen» veröffentlicht. Das war 1983, und damals ging es auch schon um weibliche Erfahrungen, um eine Geschichte von unten. Danach habe ich einen bösen Brief bekommen, ich sei egoistisch und eine Nestbeschmutzerin. Das hat mich nachhaltig verstört und ich schwor mir, keinen Prosatext mehr zu schreiben, mit dem ich mich angreifbar machen könnte.

Konnten es aber doch nicht lassen ...

Heimlich habe ich diese Geschichten «Unterm Teppich» geschrieben und sie in einer Datei versteckt. Sie hiess, sehr pathetisch, «falls ich sterbe». Als dann Annie Ernaux den Nobelpreis bekam und die Me-too-Bewegung Fahrt aufnahm, wusste ich, dass die Zeit auch für meine Geschichten gekommen war, und ich habe sie aus dieser Datei «befreit».

Sie haben «Muttersuchen» ein Zitat von Barbara Honigmann vorangestellt: «Mehr als von allem anderen bin ich vielleicht von meinen Eltern weggelaufen und lief ihnen doch hinterher.» Weglaufen bedeutet für Sie auch Ankommen in der eigenen Identität. Hat Sie das Schreiben befreit?

Ungemein, ich fühlte mich oft als das schwarze Schaf der Familie und durch die Veröffentlichung wurde mir bewusst: Ich bin nicht allein. Scham gehört zum Leben einer Frau dazu; so wurde ich damals erzogen, so wurden wir erzogen. Heute habe ich keine Angst mehr vor der männlichen Literaturkritik, die mir damals noch «Nabelschau» vorgeworfen hat. Auch das Wort «Nestbeschmutzerin» taucht jetzt in Bezug auf meine Texte nicht mehr auf. Zwar habe ich manchmal noch ein schlechtes Gewissen, wenn ich

Zur Person

Eva Christina Zeller (*1960 in Ulm) studierte Philosophie, Germanistik, Theaterwissenschaft und Rhetorik in Berlin und Tübingen. 1988 war sie Lektorin an der University of Otago, Dunedin, Neuseeland. Sie erhielt zahlreiche Stipendien und Preise, unter anderem von der Akademie Schloss Solitude, der Kunststiftung und des Landes Baden-Württemberg. Zeller hat acht Gedichtbände, Prosa in Anthologien und eine wissenschaftliche Arbeit über Ingeborg Bachmann veröffentlicht. Im März 2022 erschien ihr erstes autofiktionales Prosawerk «Unterm Teppich – Roman in 61 Bildern» bei KrönerEditionKlopfer in Stuttgart und 2024 «Muttersuchen». Sie lebt als freie Autorin in Tübingen und unterrichtet literarisches Schreiben.

wirkliche Übersetzungen, die auch in der anderen Sprache eine Resonanz fanden. Der Raum der Poesie übersteigt die Sprache, ist universell, eine Magie zweiter Ordnung, wie das der Dichterkollege Jan Wagner formulierte.

Wird die Reise in irgendeiner Form in ein neues Werk einfließen?

Oh ja, das wünsche ich mir sehr. «Unterm Teppich» hat nach «Muttersuchen» verlangt – und es nach sich gezogen. Beide Bücher rufen nach einem dritten Band. Aber ich stecke noch sehr in den Anfängen. Ich habe mich in meiner Magisterarbeit mit Ingeborg Bachmanns später Prosa beschäftigt und dem Thema der «Kränkungen». Das verfolgt mich, aber eigentlich soll es um eine alte Liebe gehen. Ich hoffe sehr, dass es mir möglich sein wird, dieses Buch zu schreiben.

Sie sind auch Lyrikerin.

Wo fühlen Sie sich mehr zu Hause, in der Poesie oder der Prosa?

Die Lyrik als Königsdisziplin war mir jahrzehntelang eine beglückende Heimat. Zurzeit bemühe ich mich um die Prosa, und das Wort Mühe schreibe ich dabei gross. Meine Romane sind ja keine Romane im klassischen Sinne, sondern eher das, was man als «Memoir» bezeichnet. Ich schreibe nah an meinen eigenen Lebenserfahrungen entlang. Das ist auch eine Übersetzungsarbeit: Der Versuch, meine besonderen Erfahrungen in etwas Allgemeingültiges und Verständliches zu übersetzen.

Sie wohnen in Tübingen.

Ein kreatives Umfeld?

Ja. Als ich von Berlin, wo ich zuerst studierte, nach Tübingen gekommen bin, habe ich in den Schreibseminaren von Walter Jens Anregungen und ein Handwerkszeug fürs Schreiben bekommen. Und bei Professor Paul Hoffmann habe ich die Liebe zur Lyrik nicht nur kennengelernt, sondern auch ihre Magie verstanden. Zudem lebten Hermann Hesse und Friedrich Hölderlin in Tübingen, beides Vorbilder für mich. Ich komme aus dem gleichen «Stall» wie sie, dem engen Netz der württembergischen Ehrbarkeit, wir sind also verwandt im doppelten Sinn. Unter jedem Stein liegt in Tübingen Tradition und eine Geschichte; zudem wohne ich am Neckar, der die Richtung vorgibt: Alles fliesst und will zum Meer.

.....
Eva Christina Zeller liest im Rahmen der «Erzählzeit ohne Grenzen» am Samstag, 5. April, um 19 Uhr im Trudihaus in Beggingen und am Sonntag, 6. April, in der Stadtbibliothek in D-Stühlingen.



«Muttersuchen», Eva Christina Zeller, Kröner-EditionKlopfer, 2024, 160 Seiten, 33.90 Franken

meine Texte vorlese, aber es wird immer besser!

«Muttersuchen» könnte auch «Mutterfinden» heissen und bewegt sich zwischen Erinnerungsarbeit und Selbstbefragung. Ein schmerzhafter Prozess?

Zu sehen, dass ich meiner Mutter auch durch dieses Buch nicht «wirklich» nahekommen kann, ist schmerzhaft. Es ist eine Suchbewegung zu ihr hin, und mir wurde bewusst, wie sehr sie mir fehlt. Es geht um nachgetragene Liebe, Respekt vor ihrer Tapferkeit dem Leben gegenüber, das nicht einfach war. Mehr kann ich für sie nicht tun. Ich habe mich mit ihr mithilfe des Buches versöhnt beziehungsweise «vertöchtert».

Sie haben sehr früh Tagebuch geschrieben und dies in «Muttersuchen» verwertet. Wollten Sie schon immer Dichterin werden?

Während meines Austauschjahres in den USA musste ich im Schulfach «Creative Writing» ein Tagebuch führen. Das Schreiben wurde zu meinem Ausdrucksmittel, pathetisch gesagt gar zu meiner Rettung, wie ich es in «Muttersuchen» beschreibe. Übrigens ist das Tagebuch im Buch stark überarbeitet, mit 16 konnte ich mich noch nicht so ausdrücken. Ich habe es auch auf Englisch geführt. Autofiktion bedeutet ja nicht autobiografisch, nicht wahrheitsgetreu, sondern eher wahrhaftig.

1988 sind Sie als Lektorin in Neuseeland gewesen und waren erst kürzlich wieder dort bei einem Poetentreffen. Wie haben Sie das Land nach so langer Zeit erlebt?

Es war sehr schön, nach 35 Jahren wieder in Dunedin anzukommen, wo ich damals als Lektorin an der University of Otago unterrichtet habe. Fast alle Kontakte und Freundschaften haben die Zeit überdauert. Das macht die Welt für mich zu einem runden und wunderbaren Ort. Es war beglückend, dort meine Gedichte zu lesen, es waren